

Friedrich Spee von Langenfeld (1591–1635)

Ein Leben für die Menschen

Josef Sudbrack, München

Eines wußte ich schon in jungen Jahren, als ich Tag für Tag vor dem Barock-Altar auf dem Vorplatz meines heimatlichen Gymnasiums in Trier an der Gedenktafel für Friedrich Spee vorbeiging: Dieser Jesuit bekämpfte den furchtbaren Hexenwahn. Die Gedenktafel, die auf Anregung eines Altkatholiken, Friedrich van Hoffs, 1893 (!) dort enthüllt wurde, ist nach der Zerstörung durch den Zweiten Weltkrieg wieder erneuert worden. Über die schlimmen Vorgänge um die Hexen wissen wir inzwischen viel mehr.

– Daß es verzweigte historische Ursprünge für den Hexenglauben gibt, wie Carlo Ginsberg in seiner gelehrten „Spurensicherung“ zeigt (Hexensabbat, Berlin 1990): Der germanische Mythos vom „wilden Heer“, die Gefolgschaft der vorgriechischen Göttin Diana, die Vorstellung von baltischen Werwölfen und eurasischen Schamanen und das Weiterfließen solcher Vorstellungen über vielfältige Wege ins Spätmittelalter.

– Daß die Zahlenangaben der Verbrennungen teilweise auf „phantastischen Vorstellungen beruhen“, daß aber die Zahl, die Wolfgang Behringer auf „einiges unter 100 000“ schätzt, schlimm genug ist.

– Daß die unrühmliche Rolle der Kirche nur aufgrund ihrer kulturellen, nationalen Einbindung beurteilt werden darf: Das Hauptgebiet ist Deutschland und auch noch Frankreich; je weiter nach Nord- und Südeuropa, um so geringer die Zahl; in Süditalien so gut wie keine Verbrennung (vgl. die Karten bei v. Dülmen, Hexenwelten, Frankfurt 1987).

In diesen Zusammenhängen ist Spees „Cautio criminalis“ (Rechtliches Bedenken gegen die Hexenprozesse) ein rühmliches Zeugnis für die menschliche Größe dieses Christen. 1631 wurde sie anonym (von einem „rechtgläubigen Theologen“ verfaßt) gedruckt. Geschrieben wurde sie aus der furchtbaren Bedrängnis des „Hexenbeichtvaters“ Spee; der bekannte Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz († 1716) meinte, ihm seien ob dieser Tätigkeit in Würzburg schon früh die Haare erbleicht. Spee läßt auch in der bewußt juristisch gehaltenen Schrift ständig seine Anfechtung und Betroffenheit erkennen.

– „Es ist, um blutige Tränen zu vergießen! Ich habe viel darüber nachgedacht und es zu ergründen versucht, wie das Dunkel zerstreut werden könne.“

– „Von mir selbst muß ich bekennen, ich kann derartige Mißhandlungen so wenig ertragen, daß ich mich gleich von Anfang an jeder Missetat beschuldigen und lieber den Tod als solche Qualen hinnehmen würde, wenn man mich zur peinlichen Frage schleppen würde.“

– „Persönlich kann ich unter Eid bezeugen, daß ich jedenfalls bis jetzt noch keine verurteilte Hexe zum Scheiterhaufen geleitet habe, von der ich unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte aus Überzeugung hätte sagen können, sie sei wirklich schuldig gewesen.“

– „Was wundern wir uns noch, wenn alles voller Hexen ist? Wundern wir uns lieber über die ungeheure Blindheit der Deutschen und die Beschränktheit selbst der Gelehrten. Aber sie sind freilich gewohnt, in Ruhe und Behaglichkeit hinter dem Ofen ihren Gedanken nachhängen.“

– „O Blindheit unseres Volkes!“

Erst allmählich entdeckt man den poetischen Rang des Jesuiten. Noch die verdienstvolle Emmy Rosenfeld (Berlin 1958) meinte, man könne manche Gedichte aus der „Trutznachtigall“ (Erstdruck 1649, fertiggestellt 1634) einem modernen Leser nicht mehr zumuten. Spee bewegt sich zwar im Raum der barocken Dichtungswelt, wobei seine Vers-Kunst (ähnlich wie zur gleichen Zeit der hochberühmte schlesische Opitz) neue Akzente setzt. Doch allein die Tatsache, daß ins neue Gotteslob von 1975 sieben seiner Lieder und ins evangelische Kirchengesangbuch vom gleichen Jahr drei andere aufgenommen wurden, beweist die bleibende Aktualität seiner Dichtung (weitere sind z. B.: „Vom Himmel hoch, O Englein kommt“, „Zu Bethlehem geboren“).

Man muß sich meditativ in Sprache und Inhalt dieser Poesie einfühlen, um sich – damals wie heute – einfangen zu lassen. Besser als theoretische Erörterung kann sein Ölberggedicht (Originalsprache) überzeugen:

Bey stiller nacht zur ersten wacht
 ein stimm sich gunt zu klagen.
 Ich nam in acht/ waß die doch sagt;
 Thät hin mit augen schlagen.

Ein junges blut von sitten gut/
 Alleinig ohn geferdten/
 In großer noth/ fast halber todt
 Im garten lag auff Erden.

Es war der lieber Gottes-Sohn
 Sein haupt er hat in armen.
 Viel weiß/und bleicher dan der Mon
 Ein stein es möcht erbarmen.

Der schöne Mon wil undergahn
Für leyd nit mehr mag scheinen.
Die sternen lan ihr glitzen stahn
Mit mir sie wollen weinen.

Auch von seinem „Gülden Tugendbuch“ meint E. Rosenfeld und K. Keller (1991) stimmt ihr in etwa zu: Es sei „nur für Barockkenner genießbar“. Ich möchte dem widersprechen. Wie ein jeder sich in die bunte Welt einer Barockkirche hineinleben kann, so sollte es ihm auch gelingen, den barocken Reichtum dieser Anleitung zum christlichen Leben zu erschließen. Es ist eine regelrechte psychosomatische Pädagogik, mit der Spee seine Hörerinnen (eine Art Säkularinstitut) hinaufführt zur christlichen Heiligkeit. Gerade in einer Zeit, in der so viele sich die Mühe machen, den Anleitungen ostasiatischer Spiritualität zu folgen, bietet diese christliche „Jakobsleiter“ ein erstaunliches Zeugnis für eine ganzheitliche christliche Spiritualität, die sich in methodisch klug abgewogenen Schritten der Gnade Gottes öffnen will. Der aufmerksame und übende (!) Leser wird schnell die Zeitdifferenz zu heute vergessen.

Erwähnt werden muß der noch kaum erforschte (einiges dazu bei Helmut Weber) Moraltheologe. Sein Schüler Hermann Busenbaum, der die fortschrittliche Moral des 17. Jahrhunderts entscheidend prägte, nennt Spee den „Laudatissimus huius scientiae magister“, „den allerlobenswerten Meister dieser Wissenschaft“. Vielleicht gelingt es, aus den überlieferten Schriften Spees auch noch deutlichere Züge seiner Ethik herauszuarbeiten – einer Ethik, die nach G. W. Leibniz’ „Elogium“ die Liebe als Mitte gehabt haben muß.

Hinter diesen vier herausragenden Zügen aber steht der Mensch Friedrich Spee als jesuitischer Seelsorger, der in Peine bei Hildesheim den katholischen Glauben predigte, der den Benediktinern von Corvey Exerzitien gab, der in Köln einer geistlichen Frauengemeinschaft religiöse Unterweisungen vortrug, dessen dichterische, pädagogische und juristische Schriften nur aus dieser Tätigkeit als Beichtvater und Seelsorger zu verstehen sind. Er starb zu Trier an der Pest, die er sich bei der Pflege kranker Soldaten (er lebte in den Wirren der Religionskämpfe) zuzog. Dieser selbstlose Einsatz krönt ein großes christliches Leben.

Als man 1980 in der Jesuitenkirche zu Trier auf sein Grab stieß, stand man vor den Reliquien eines großen Zeugen christlichen Lebens, das sich im Dienst am Mitmenschen erfüllt hat.